

Unverkäufliche Leseprobe



**Michel de Montaigne**  
**Die Kunst sich im Gespräch zu**  
**verständigen**

Herausgegeben und übersetzt von Helmut  
Knufmann

91 Seiten, Paperback

ISBN: 978-3-406-57349-1

## Originaldokument

Unsere Gerichtsbarkeit pflegt gemeinhin bestimmte Personen zu verurteilen, damit dies anderen zur Warnung gereiche.

Sie zu verurteilen, nur weil sie gefehlt haben, das wäre Dummheit, wie Plato sagt. Denn was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen; trotzdem geht es darum, daß sie nicht noch einmal auf die gleiche Art fehlen, oder daß ihre Verfehlung als abschreckendes Beispiel verstanden werde.

Wen man hängt, den bessert man nicht, man bessert durch ihn die anderen. Daran halte auch ich mich. Meine eigenen Unarten sind letztlich eingewurzelt und unausrottbar; indessen, wo angesehene Leute dem Volke dadurch nützen, daß sie sich ihm zur Nachahmung empfehlen, da nütze ich ihm womöglich, indem ich mich abstoßend darstelle:

*Nonne vides Albi ut male vivat filius, utque  
Barrus inops? magnum documentum, ne patriam rem  
Perdere quis velit.*<sup>1</sup>

Wenn ich meine Unzulänglichkeiten vor dem Publikum ausbreite und ungeschminkt vorzeige, dann soll ein anderer daraus lernen, sie zu meiden. Die Züge, die ich am meisten an mir schätze, gelangen zur Geltung eher dadurch, daß ich mich in Frage stelle als daß ich mich anpreise. Eben deshalb komme ich unentwegt und immer wieder darauf zu sprechen. Letztlich jedoch spricht man über sich selbst niemals ungestraft. Während Selbstkritik stets gut ankommt, wirkt sich Eigenlob nur nachteilig aus.

Meiner Veranlagung nach gehöre ich wohl zu den Menschen, die eher durch abstoßende als durch nachahmenswerte Beispiele belehrt werden, eher durch Abschreckung als durch Ansteckung. Der alte Cato hatte so etwas wie diese Einstellung im Sinn, wenn er sagt, für die Weisen gebe es mehr von den Toren zu lernen als für die Toren von den Weisen; und so auch jener Leierspieler, der, wie Pausanias berichtet, seine Schüler gezwungen habe, sich in der Nachbarschaft einen schlechten Spielmann anzu-

<sup>1</sup> «Siehst du nicht, wie schlecht Albius' Sohn lebt? und die Misere des Barrus? Es soll uns eine Lehre sein, daß man sein Erbe nicht verschleudert» (Horaz, Sermones, I, IV, 109).

Originaldokument  
© Verlag C. H. Beck

hören, damit sie dort lernen sollten, seine Mißklänge und Holprigkeiten unausstehlich zu finden. Der Abscheu vor der Grausamkeit bestärkt nachdrücklicher meine Neigung, friedfertig zu sein, als je ein Musterfall von Friedfertigkeit mich dazu anreizen könnte. Der Unterricht eines guten Reitlehrers macht mich nicht sattelfester als der Anblick eines Prokurators oder eines Venezianers zu Pferd; und ein schlechter Sprachgebrauch beeinflußt den meinigen vorteilhafter als ein guter. Allemal ermahnt mich der anderen törichtes Verhalten und läßt mich aufmerken. Anstößiges schreckt und rüttelt einen eher auf als das Gefällige. Es liegt an unserer Zeit, daß sie uns nur dann bessert, wenn wir uns von ihr abwenden, durch Mißbilligung mehr als durch Zustimmung, durch Anderssein mehr als durch Anpassung. Da ich durch gute Beispiele kaum belehrt werde, mache ich Gebrauch von den schlechten, deren Lektionen mir geläufig sind. Also bemühte ich mich, umgänglich zu sein, wo ich unerfreuliche Menschen antraf, stark, wo ich sie kraftlos, nachgiebig, wo ich sie widerborstig fand. Allerdings dürfte ich mir da zu hohe Maßstäbe gesetzt haben.

Der fruchtbarste und natürlichste Gebrauch unseres Geistes, für meinen Geschmack ist es das Gespräch. Sich darin zu üben halte ich für köstlicher als alles, was wir sonst in unserem Leben tun; und deshalb, wenn ich heute

zu wählen hätte, ich glaube, ich würde lieber einwilligen, das Sehen einzubüßen als das Hören und Sprechen. Die Athener sowie noch die Römer hielten in ihren Akademien die Rede in hohem Ansehen. Einiges davon hat sich in unseren Tagen bei den Italienern erhalten, zu ihrem großen Gewinn, wie aus dem Vergleich unserer Umgangsformen mit den ihrigen erhellt. Das Bücherstudium ist letztlich eine zermürende und fade Tätigkeit, die einen kalt läßt; das Gespräch dagegen belehrt und schult zugleich den Verstand. Lasse ich mich auf eine Diskussion mit einem eigensinnigen Geist und störrischen Widerpart ein, so treibt er mich wohl in die Enge, versetzt mir Hiebe nach Strich und Faden, und seine Argumente bringen die meinigen in Bedrängnis. Doch die Rivalität, der Ehrgeiz, der Wettstreit steigern mich und lassen mich über mich selbst hinauswachsen. Einhelligkeit ist eine durchaus unangebrachte Tugend in der Auseinandersetzung.

Wie unser Geist sich im Austausch mit kraftvollen und gefestigten Geistern ertüchtigt, so verkümmert und entartet er über die Maßen, wenn wir immer nur mit niedrig gesinnten und angekränkelten Geistern Verkehr und Umgang pflegen. Nichts wirkt so ansteckend wie dies. Ich weiß nur zu gut, wie wenig dabei herauskommt. Es macht mir Spaß zu streiten und zu schwadronieren, doch geht das nur mit wenigen Menschen und gilt nur für mich.

Denn für die Großen eine Schau zu veranstalten und mit seinem Witz und seinem Geschnatter hemmungslos Eindruck zu schinden, das, finde ich, ist für einen Mann von Welt ein höchst unschickliches Gehabe.

Die Dummheit ist eine schlechte Eigenschaft; aber sie nicht ertragen zu können und sich zähneknirschend darüber zu ärgern, wie es mir passiert, auch das ist eine Art von Gebrechen, die der Dummheit an Schädlichkeit nicht nachsteht; und ich stehe nicht an, diesen Fehler auch mir selbst vorzuhalten.

Ich lasse mich auf ein Gespräch oder eine Auseinandersetzung zunächst ganz frei und unbeschwert ein, da Voreingenommenheit bei mir kaum den geeigneten Boden findet, wo sie sich tief einwurzeln und gedeihen könnte. Keine Behauptung bringt mich aus der Fassung, keine Gesinnung verletzt mich, wie sehr sie mir auch gegen den Strich gehen mag. Da ist kein Hirngespinnst so windig und so verstiegen, als daß ich es nicht als Auswuchs des menschlichen Geistes für bedenkenswert hielte. Da wir uns im Urteilen das Recht auf voreilige Entscheidungen versagen, betrachten wir die abwegigen Meinungen mit Nachsicht; und wenn wir ihnen nicht unsere Zustimmung geben, so leihen wir ihnen doch bereitwillig unser Ohr. Wo bei einer Waage die eine Schale gänzlich leer ist, da habe ich nichts dagegen, daß die andere, mit dem altwei-

berhaften Aberwitz beschwerte ein wenig schwankt. So denn sollte man es mir nachsehen, wenn ich mich lieber an ungerade Zahlen halte, lieber an den Donnerstag als an den Freitag; wenn ich lieber als der Zwölfte oder Vierzehnte denn als der Dreizehnte zu Tisch sitze; wenn ich es auf meinen Reisen vorziehe, einen Hasen zu sehen, der meinen Weg entlangläuft, als einen, der ihn kreuzt, und zum Schuheanziehen den linken vor dem rechten Fuß hinstrecke. All diese Spinnereien, wie sie bei uns weithin Anklang finden, verdienen wenigstens zur Kenntnis genommen zu werden. Für mich wiegen sie nur einen Hauch, aber doch immerhin einen Hauch. Sind doch dem Gewicht nach die volkstümlichen und haltlosen Meinungen in Wirklichkeit alles andere als nichtssagend. Wer dies wahrzuhaben sich sträubt, verfällt schließlich der Unart der Engstirnigkeit, um der des Aberglaubens zu entgehen.

Eine meinem eigenen Urteil widersprechende Auffassung brüskiert mich also nicht, noch bringt sie mich durcheinander; sie macht mich lediglich hellhörig und hilft mir auf die Sprünge. Wir gehen der Belehrung aus dem Weg, wo man sich ihr doch stellen und aussetzen sollte, zumal wenn sie uns in Form des Gesprächs begegnet und nicht von oben herab als Lehrvortrag. Bei jedem Einwand fragt man sich nicht etwa, ob er berechtigt ist,

sondern wie man, zu Unrecht oder zu Recht, sich herausreden kann. Anstatt ihm die Hand zu reichen, zeigen wir ihm die Krallen. Ich würde es hinnehmen, von meinen Freunden grob angekeilt zu werden: Du bist ja ein Narr, ein spinniger Träumer. Ich mag es, wenn man sich unter gebildeten Menschen unverblümt ausdrückt und mit seinen Worten nicht hinter den Gedanken zurückbleibt. Wir müssen unser Gehör stärken und es abhärten gegen das einschmeichelnde Gesäusel salbungsvoller Worte. Im geselligen Umgang liebe ich eine herzhafte, männliche Offenheit, eine Freundschaft, in der man miteinander das Derbe und Deftige genießt, so wie in der Liebe das Beißen und Kratzen bis aufs Blut.

Sie kann nicht deftig und freimütig genug sein, wenn sie nur nicht streitsüchtig ist, wenn sie manierlich bleibt und der Form verpflichtet, Verletzungen vermeidet und die Zügel im Griff behält.

*Neque enim disputari sine reprehensione potest.*<sup>2</sup>

Wer sich gegen mich behauptet, erregt meine Aufmerksamkeit, nicht aber meinen Zorn; dem, der mir wider-

<sup>2</sup> «Denn es läßt sich ohne Gegenrede nicht diskutieren» (Cicero, De finibus bonorum et malum, I, VIII).



spricht, der mich belehrt, komme ich entgegen. Dem einen wie dem anderen sollte es, wenn es um die Wahrheit geht, ein gemeinsames Anliegen sein. Was wird er nun antworten? Schon hat ja der aufbrausende Zorn seine Urteilsfähigkeit getrübt. Vor der Vernunft noch hat sich die Verwirrung seiner bemächtigt. Es wäre lohnend, über den Ausgang unserer Meinungsverschiedenheiten eine Wette abzuschließen; so nämlich würde, wenn wir verlieren, ein handfestes Ergebnis herauskommen; wir wüßten dann, wo wir dran wären, und mein Diener etwa könnte mir vorhalten: Voriges Jahr hat es Euch hundert Taler gekostet, in zwanzig Fällen deshalb, weil Ihr nicht Bescheid wußtet und rechthaberisch wart.

Ich bereite der Wahrheit einen festlichen und liebevollen Empfang, in wessen Händen ich sie auch antreffe, hocherfreut gehe ich auf sie zu, strecke bezwungen vor ihr die Waffen, schon wenn sie von ferne herannaht. Und wenn einer nicht gerade gebieterisch und besserwisserisch daherkommt, lasse ich die Einwendungen, die man gegen meine Schriften vorbringt, an mir abprallen; und oft schon habe ich sie mehr um der Höflichkeit denn um der Richtigstellung willen abgeändert: schließlich bin ich darauf bedacht, die ehrliche Absicht, mich aufzuklären, durch Nachgiebigkeit zu belohnen und zu ermuntern; jawohl, auf meine Kosten sogar. Allerdings ist es schwierig, dies

Originaldokument  
© Verlag C. H. Beck

meinen Zeitgenossen schmackhaft zu machen: sie fürchten, einem am Zeug zu flicken, weil sie fürchten, es könnte ihnen ebenso ergehen, und so reden sie immer mit Verstellung, wenn sie aufeinander treffen. Kritisiert und durchschaut zu werden, macht mir geradezu Spaß, so daß ich nichts dabei finde, wenn ich in die eine oder die andere Rolle gerate. Meine Vorstellungen widersprechen sich und verwerfen so oft sich selbst, daß es mir ganz gleich ist, ob es ein anderer tut: schon deshalb, weil ich seinen Tadel nur so weit gelten lasse, wie ich ihn für berechtigt halte. Gestohlen bleiben kann mir aber, wer da so auf dem hohen Roß sitzt wie eine mir bekannte Person, die in Klagen ausbricht, wenn man ihre Einwürfe zurückweist, und beleidigt tut, wenn man sich weigert, ihnen zu folgen. Daß Sokrates die Widerrede, die man gegen seine Darlegungen erhob, durchweg belustigt aufgriff, das, möchte ich sagen, machte seine Stärke aus, und da feststand, daß es ihm nur zum Vorteil ausschlagen konnte, ließ er sie gelten als Zugewinn für seinen Ruhm. Umgekehrt liegt es aber auf der Hand, daß wir auf nichts so gereizt reagieren wie auf eingebildete Vortrefflichkeit und Geringschätzung seitens des Gegners; dies unbeschadet der Tatsache, daß es dem Unterlegenen sehr wohl ansteht, aus freien Stücken die Entgegnungen hinzunehmen, die ihn zurechtstutzen und berichtigen. Ich jedenfalls gehe lieber mit denen um,

die mir in die Zügel fallen, als mit denen, die vor mir davonlaufen. Ist es doch ein schales und unersprießliches Vergnügen, mit Leuten zu tun zu haben, die uns bewundern und uns stets den Weg freigeben. Antisthenes schärfte seinen Kindern ein, sich niemals dankbar oder erkenntlich zu erweisen gegen einen Menschen, der sie lobte. Ich empfinde weit mehr Stolz über den Sieg, den ich über mich selbst erringe, wenn ich in der Hitze des Gefechts, bezwungen durch die Macht der Argumente meines Gegners, in die Knie gehe, als wenn ich den über ihn errungenen Sieg seiner Schwäche zu verdanken habe.

[...]